



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Holland und Deutschland : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Holland und Deutschland

(Fortsetzung)



it welcher Rücksichtslosigkeit sich das kleine Holland die Schwäche seines großen deutschen Nachbarn zu nütze gemacht hat, kann man daraus sehen, daß es erst vor wenig Jahren dem festen Auftreten der Reichsregierung gelungen ist, eine gesetzliche Regelung des Fischfangs auf dem Rhein zwischen den beiden Ländern herbeizuführen. Bis dahin waren die Klagen der deutschen Fischer über das jenseits der Grenze besorgte Raubsystem ungehört verhallt. Die holländischen Fischer hatten mit ihren langen Netzen die ganze Breite des Stroms überspannt und damit das Aufsteigen des Salms, der aus deutschen Brutstätten zu ihnen herabgekommen war, verhindert. Eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, worum es sich hier handelt, aber wenn es sonst nichts gäbe, so würde sie völlig ausreichen, die wirtschaftliche Misere klar zu machen, in der damals der Deutsche Bund, im besondern die Rheinuferstaaten dem kleinen Holland gegenüber waren. Aber es giebt noch andres.

Wie die Rheinschiffahrtskonvention mit dem Haager Kabinett vom 31. März 1831 zustande gekommen ist, das läuft in dem augenblicklichen Hochgang unsrer Wirtschaftspolitik gar zu leicht Gefahr, aus dem Gedächtnis der Menschen zu entschwinden, und doch hat es alle Ursache, brennend darin haften zu bleiben. In einem Rheinschiffahrtsreglement, einer Beigabe der Wiener Kongressakte, war, für niemand mißverständlich, bestimmt worden, daß, abgesehen von einigen Abgaben, die vertragsmäßig festgelegt worden waren, die Schifffahrt auf dem Rheine von Basel bis zum Meere frei sein sollte. Trotzdem wurden, als kaum die Kongressmitglieder von Wien nach Hause zurückgekehrt waren, von der niederländischen Regierung an den Armen des Flusses, die allein für die Schifffahrt in Betracht kamen, Zollstätten errichtet, an denen die durchgehenden Waren entweder mit einem beträchtlichen Durchgangszoll belegt oder auch gänzlich zurückgewiesen wurden. Darüber in dem auf den Trümmern des alten Reichs errichteten Deutschen Bunde nicht bloß gerechte Verwundrung, sondern auch ein vielstimmiges Geschrei, das aber, wie weit es auch in die Welt hineindrang, keine andre Wirkung hatte, als daß man es zu Akten zusammenspakte und mit den übrigen in dem dazu passenden Staube vergrub.

Was half es unsern tapfern Vorfahren, die eben die Franzosen über den Rhein zurück und aus Holland hinaus getrieben hatten, daß ihnen gewissermaßen zum Trost von England her aus George Canning's Munde die Verse zuhallten:

In matters of commerce the fault of the Dutch  
Is giving too little and asking too much.

Da, wo Heinrich von Treitschke in seiner Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert diese Verse zitiert, fügt er wörtlich hinzu: „Nach der niederländischen Auslegung war nicht der Rhein frei für die deutschen und die andern Uferstaaten, sondern der deutsche Rhein war frei für Holländer, Franzosen und Schweizer.“ Ja, so war es, und alles, was von den kleinen deutschen Rheinuferstaaten dazu gesagt und geschrieben wurde, waren querelles allemandes und wären es immer geblieben, wenn sich nicht Preußen der Sache angenommen hätte.

Preußen, das dem Reiche, wenn auch in andrer Form, politisch wieder zu Amt und Würden, aber nicht zu Kraft und Ansehen verholpen hatte, sprang auch den wirtschaftlichen Gebrechen seiner Bundesbrüder bei, wiewohl es aus vielfacher Erfahrung wußte, daß es auf Dank nicht zu rechnen hätte. Wirft das Geschäft der Politik, und wenn es in der uneigennützigsten Weise betrieben wird, überhaupt Dank ab? Wie es die deutsche Vormacht geworden war im Widerspruch mit seinen offenen und versteckten Feinden, ging es an die Arbeit, getreu der Aufgabe, die ihm einst in die Wiege gelegt worden war.

Die Geschichte erzählt von den Hohenzollern, während sie als Burggrafen in Nürnberg saßen und von hier aus ihr Gebiet immer weiter ausdehnten, daß sie weise im Rat und in Panzer und Rüstung an der Spitze ihrer Mannen gefürchtete Kriegerleute waren. Rudolf von Habsburg war dem einen, und der Wittelsbacher Ludwig dem andern für seine Dienste im Rat und im Felde zu Dank verpflichtet. Aber wie viele Verdienste sie sich auch immer durch ihre politische Klugheit und kriegerische Tüchtigkeit erworben haben, so fällt doch alles nicht so schwer in die Waagschale, wie der sparsame, wirtschaftliche Sinn, der ihnen nachgerühmt wird.

Ohne Zweifel haben sie diese Eigenschaft schon von ihrer Stammburg in Schwaben mitgebracht, aber das Burggrafenamt in Nürnberg, das Zusammenleben mit der gewerbe- und handelskräftigen Reichsbürgerchaft ist selbstverständlich für ihre Entwicklung von segensreichem Einfluß gewesen. Das Geld- und Finanzwesen war in den oberdeutschen Städten damals schon stark entwickelt, und wie die reiche Kaufmannschaft der freien Reichsstadt so waren auch ihre Burggrafen kapitalmächtig wie kein andres fürstliches Geschlecht. Die Hohenzollern in Nürnberg hatten immer Geld, sie konnten kaufen und ihr Gebiet vergrößern, wo sich immer die Gelegenheit bot, und wenn ein geldarmer König oder Kaiser ihre Hilfe ansprach, dann war das Guthaben bei ihren Bankiers immer groß genug, beispringen zu können. Vor allem hieraus läßt sich die hervorragende Rolle erklären, die das Geschlecht nach dem Interregnum in den politischen Händeln der Zeit zu spielen beginnt. Es gab nichts in jener geldarmen Zeit, was mehr durchschlag als ein zur rechten Zeit geöffnetes voller Geldbeutel.

Man weiß, wie im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts die Burggrafen von Nürnberg zu Markgrafen und Kurfürsten in der Mark Brandenburg erhöht worden sind. Die Goldgülden haben bei diesem denkwürdigen Ereignis das

selbe Gewicht, das sie bei andern Gelegenheiten gehabt hatten, nur daß sie die unweit bedeutendern politischen Folgen nach sich zogen. In der frühern Geschichtschreibung hat man die Übertragung der Mark an den Hohenzollernfürsten rechtfertigen und sie davor verwahren zu müssen geglaubt, als ob sie den Charakter eines anstößigen Geldschachers gehabt habe. Weshalb? König Sigismund war dem Burggrafen eine Summe von schließlich 400 000 Goldgülden schuldig, die auf die Mark angewiesen wurde. Es war ein Handel, der alle Tage vorkam und dem einen so wenig zur Unehre gereichte wie dem andern. Der König glaubte, gut wegzukommen, wenn er das Geld nicht zurückzuzahlen brauchte, und der Burggraf, wenn er das Land behalten konnte, und am allerbesten kam dieses selbst weg.

Noch niemals sind einem Lande der Ordnungssinn und die Sparsamkeit seines Fürsten besser bekommen, als der Mark Brandenburg das Wirtschaftssystem, das Kurfürst Friedrich I. mit der überredenden Stimme seiner faulen Greta einführte. Die Burg Friesack sank in Trümmer, und die Puttke und die Ikenputtke, die Rochows und die Bredows mußten zu Kreuze kriechen, aber Bürger und Bauer richteten sich vom Boden auf und bekamen frische Luft, den Acker zu bebauen und auf Handel und Gewerbe auszugehn. Von dem Augenblick an, wo die Oberhoheit des neuen Markgrafen allgemein anerkannt war, gehörte Brandenburg zu den bestregierten Landschaften im Reiche, und das blieb es ohne Ausnahme, so oft und so lange nicht die Schwäche des Ganzen auch den Teil in Not und Gefahr brachte. Glücklich der Staat, der sich die eignen Verfehrtheiten und das dadurch verschuldete Unglück zur Lehre sein läßt. Aus den Drangsalen des Dreißigjährigen Kriegs und der französischen Fremdherrschaft schnellte Brandenburg-Preußen, sich selbst zum Heile und andern zur Nacheiferung, deshalb so schnell wieder empor, weil es mit verjüngter Kraft jedesmal die Anwendung der Grundsätze wieder aufnahm, die bei der Gründung des kleinen Staatswesens gegolten hatten. Von dem ehemals gründlich verachteten Brandenburg gilt das Wort der Schrift, daß der Stein, den die Baumeister verworfen hatten, zum Eckstein wurde.

Denn zur Nacheiferung und damit zur Hebung der eignen Kräfte diene das Beispiel dieses Staates in deutschen Landen, wie sehr man das auch leugnen mag. Die Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates ist die mit steigender Kraft anschwellende Predigt der Wahrheit, daß die wirtschaftlichen Grundsätze, von denen man auf dem dürren märkischen Sandboden ausging, nicht bloß die Stützen des Ganzen in schwerer Zeit gewesen sind, sondern auch die mächtigen Förderer seiner Wohlfahrt und seines Glücks. Das Leben der Völker wird gewöhnlich mehr von der glänzenden Seite ihres Wesens betrachtet, die sich in der Bethätigung des Mutes und der Phantasie, des Verstands und der Vernunft darstellt, als von der, die sich nur auf die Erhaltung und Durchführung des Daseins erstreckt. So sind die meisten Menschen gewohnt, von Preußen als von einem vorzugsweise unter dem Begriff Militärstaat zu fassenden Gebilde zu sprechen, und thun damit dasselbe, wie wenn sie

einen gotischen Dom, ohne einen Blick in sein Inneres gethan zu haben, wegen der von außen angelehnten Stützen einen Pfeilerbau nennen wollten.

Das Donnern der Kanonen und das Krachen zusammenstürzender Burgmauern hallt weiter durch die Räume der Geschichte, als der friedliche Geist und der stille Gang der Verhandlungen, durch die die politische und wirtschaftliche Einigung herbeigeführt wird, und doch sind sie das wesentliche im Gang der Ereignisse. Überall, wohin im Fortschreiten des brandenburgischen Staats bis zu seiner Krönung in der deutschen Einheit unser Blick fällt, ist es so, und niemals, wie wütend auch das Toben der Schlachten an unser Ohr schallt, ist es der Geist der Eroberung, der sie veranlaßt, sondern die Notwendigkeit der bessern Ordnung, die Einlaß begehrt. Wie der erste Kurfürst so traf auch Joachim der Erste seinen frondierenden Adel, der die Regelung von Handel und Wandel auf den Heerstraßen in die eigne stahlbewehrte Rechte nehmen wollte, mit scharfem Schwert und legte ihm das Handwerk so energisch, daß die Ritter und Herren zu offner Empörung zu schreiten gedachten. Aber die Anstalten, die er traf, der drohenden Bewegung erfolgreich zu begegnen, waren nicht bloß Maßregeln zum Schutze seiner Person und seiner Dynastie, sondern damit zugleich dienten sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung, in deren Namen seine Vorfahren ins Land gekommen waren.

Bei der in damaliger Zeit geltenden Ständegliederung eine geordnete Staatswirtschaft nur anzubahnen, war ein schweres Stück Arbeit, aber doppelt schwer wurde es, sie unter einem Kampf von Gegensätzen aufrecht zu erhalten, wie sie am Ende des Mittelalters die Welt auseinander rissen. Unter den schweren Bedrängnissen des Dreißigjährigen Kriegs, während dem alle diese Gegensätze unter und gegen einander wüteten, schien die Mark wieder eingehn zu sollen, aber dank der Stetigkeit des Staats- und Wirtschaftsgebankens, die im Geschlecht der Hohenzollern so wunderbar lebendig ist, kam es anders. Der Große Kurfürst brach die Rechte und Freiheiten der Stände im Interesse des einen alles Gegenfäßliche in sich verschlingenden Staates. Das war eine harte Notwendigkeit, aber unter der Beamten- und Soldatenherrschaft, die er auf den Trümmern des niedergeworfnen Lebens aufrichtete, schoß ein Blühen und Gedeihen bürgerlicher Wohlfahrt in die Saat, das nach den Schrecken des erlebten Kriegs mehr Staunen erregte, als was sonst in Deutschland die Lebenskraft seines Volkes bewies.

Oft scheint die starke Lebensrichtung in einem Geschlechte für eine Zeit bloß schlafen zu gehn und sich nach einem frischen Erwachen desto stärker wieder aufzurichten. Friedrich Wilhelm I., der sogenannte Soldatenkönig, trägt diesen Namen nicht von der ersten oder der hervorragendsten Neigung, durch die sein Charakter bestimmt wird, sondern von der Begleitererscheinung, die, wie stark sie auch sein mochte, doch für jene nur den Halt und die Stütze hergab. Vor allem war dieser Monarch, der seine souveraineté auf einen rocher de bronze gründete, der volkswirtschaftliche und volksfürsorgliche Herrscher; und wenn er eine glänzende Rüstung trug, die schwerer war als die jedes andern seiner

Zeitgenossen, so war es im Grunde nur deshalb, um das, was er im Frieden geschaffen und erworben hatte, im Kriege zu schützen. Obgleich sein kleines Land von Waffen starbte, so ist seine siebenundzwanzig Jahre lange Regierungszeit doch durchweg friedlich gewesen: der beste Beweis dafür, daß er die Segnungen eines sichern Friedens den Schrecken eines schwankenden Krieges vorzog.

Was in dem Vater zum Teil noch zwischen unbestimmten und unklaren Linien lag, das erscheint im Geiste des Sohnes zu leuchtender Genialität geklärt. Wer Friedrich den Großen als den Eroberer ansieht, der an Gewalt und Krieg seine Freude hat, der weiß nichts von ihm, so hoch er auch sein Wissen über ihn aufgehäuft hat. Die drei schlesischen Kriege waren eine Notwendigkeit, weil der preussische Staat, wenn er nicht auf die Zukunft verzichten wollte, aus den unsichern Schwankungen des Reichs heraus politisch und volkswirtschaftlich auf das eigne Schwergewicht und in das Gleichgewicht mit Österreich gestellt werden mußte. Durch die Erwerbung von Schlesien war auf lange hinaus die „Autarkie“ und damit die Möglichkeit gegeben, sich aus eigenem Geseß die kleinern, auf dem schwachen Rechte des Reichs treibenden deutschen Staatengebilde anzugliedern. Es war eine kriegerische Politik, die der Sohn wie der Vater betrieb, aber nicht dem Herzenstrieb folgend stellte er sie in seine Herrscherthätigkeit ein, sondern dem zwingenden Geseß der Thatfachen, das ihn und sein Volk beherrschte. Über den Segen, den die Pflege des Heerwesens über Land und Leute des Hohenzollernstaats unter den Soldatenkönigen gebracht hat, sind viele Bände geschrieben worden, aber wie nicht bloß die Thatfache dieses Segens, sondern auch die seiner nach außen gerichteten Anziehungskraft im Erkennen und im Wissen, im Willen und in der Thatkraft dieser beiden Herrscher vorgezeichnet gewesen ist, das soll mit strahlender Klarheit erst noch von dem Historiker der Zukunft geschrieben werden.

Es wäre merkwürdig, wenn im Leben der Menschen und der Völker das Geseß des Anschwellens und Nachlassens nicht ebensowohl statthaben sollte wie anderswo, aber ob in der preussischen Geschichte auf Roßbach ein Jena haben folgen müssen, das ist eine Frage, an deren Beantwortung wir keine Mühe zu wenden brauchen. Jedenfalls war es gut, aus dem Unglück die Lehre zu ziehen, daß Völker nichts besseres thun können, als alle Kraft an die Erhaltung ihres Lebens und Staates zu setzen. In den Freiheitskriegen hatte sich unter lebensvollern und wirksamern Formen der friederizianische Staat wieder gefunden, nach dem Friedensschluß von 1815 steht das preussische Volk in Waffen vor den Augen einer Welt, die mehr oder weniger verwundert dreinschaut und mit dem Gesehenen nicht recht was zu beginnen weiß. Aber wenn man meinte, daß diese Waffenfreude in sich selber ihr Ziel fand, so waren die Leute, wie es heißt, sehr auf dem Holzwege. Hinter der Wacht, die die preussische Armee am Rhein und sonst allerorten hielt, konnte das deutsche Volk nicht bloß ungestört seiner Friedensbeschäftigung nachgehn,

sondern aus dem Partikularstaate Preußen ging auch die wirtschaftliche Bewegung hervor, die anfangs leise und unscheinbar, aber mit jedem besieigten Widerstande immer mächtiger, schließlich den Anfang zur politischen Einigung Deutschlands machte. Die stolzen militärischen Namen der dreißiger und vierziger Jahre stammten noch von der Zeit der Freiheitskriege her, aber Männer wie Eichhorn, Maassen, Moß haben ihren Ruhm von dem neuen stillen Kriege um die deutsche Zolleinigung.

Die heilsamen Folgen, die die Herstellung des Zollvereins in Deutschland gehabt hat, sind unberechenbar, weil sie weder mit einer Wage gewogen, noch mit einem Maße gemessen werden können. Denn er schuf den gemeinsamen Boden der wirtschaftlichen Interessen und legte darauf die Geleise, auf denen viel altes Gerümpel, viel stückiges, faules Zeug, die Gefahr der Revolution, die des Jesuitismus und der Vielherrschaft aus dem Lande gefahren wurde. In dem vielstimmigen Recht des Deutschen Bundes konnte das Material zu diesem starken Bau nicht gefunden werden, wohl aber in den Institutionen des preussischen Staats, die, wie sie schon früher die Kraft hatten, die verschiedenen Provinzen ineinander zu schweißen und zusammen zu halten, durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung vermehrte Kraft erhalten hatten, das Neue anzuwerben und in sich aufzunehmen.

Wechselwirkung. Wenn unter der gedeihlichen Pflege der wirtschaftlichen Forderungen Kraft und Zahl des Volks so zunehmen, daß sie über das richtige Verhältnis zur vorhandenen Wehrkraft hinaustreten, dann muß die Verstärkung dieser nachgeholt werden. Daß dies nach dem Tode des großen Königs versäumt worden war, hatte das Unglück herbeigezogen: sehen wir zu, daß wir den Fehler nicht noch einmal machen. Was man den Militarismus der Bismarckschen Zeit nennt, ist nichts anderes als die folgerichtige Ausführung und Weiterführung dessen, was die Not der Fremdherrschaft und die der nationalen Zersplitterung angebahnt hatte. Blut und Eisen war die Lösung, und Menschen von schwächlicher Konstitution, die an Hypertrophie ihres moralischen Herzens und ihrer unmoralischen Leber litten, fielen dabei auf den Rücken. Aber die Siege von 1866 und 1870 hatten einen politischen und im besondern einen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge, der in geradem Fortgang und in immer schnellerm Tempo das schwermütige Volk der Grübler aus den engen Grenzen kontinentaler Gebundenheit mitten in den freien Gang des Weltgetriebes hineinriß.

Wunderbar, dieser Gang in der Geschichte, und doch, wenn man genauer zusieht, so natürlich. Zunächst die Gegensätze in der Mark und in Holland, nicht sowohl im Beginn ihrer Entwicklung als ganz besonders auf der augenblicklichen Stufe des gemachten Weges. Beide haben, wo sie zuerst in der Geschichte einsetzen, das miteinander gemein, daß sie in Flächeninhalt und Volkszahl gering und unbedeutend sind; aber während die Niederlande trotz ihrer Abhängigkeit von einer fremden Macht durch Reichtum und Macht den Neid der Großen erregen, verflümmert Brandenburg bei fast völliger Loslösung

vom Reiche in drückender Armut. Auch das mag noch hervorgehoben werden, daß während das eine der Länder für den staatlichen Verband, in den es gehörte, wieder gewonnen wird, das andre sich völlig von der Herrschaft, die auf ihm lastete, frei macht. Wenn jemand im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts beiden Staaten ein Prognostikon hätte stellen müssen, so würde sein Urteil gelautet haben, daß der Weg Hollands immer stolzer in die Höhe gehn müsse, während der Pfad des andern sich in den Spuren einer breitem Heerstraße verlaufen werde.

Und dennoch ist es gerade umgekehrt gekommen. Brandenburg ist, wenn auch langsam und unter großen Mühseligkeiten, von Stufe zu Stufe höher gekommen, und Holland ist von seiner Höhe ebenso rasch herabgestürzt, wie es sie erstiegen hatte. Der Weg, den die Niederlande gemacht haben, ist zwar selbständig und eigenfrei geblieben, aber er wird schmaler und schmaler und läuft Gefahr, sich ebenso im Sande zu verlieren, wie innerhalb seiner Grenzen der vor Rattwyk verflimmernde Rheinarm. Dagegen ist der Pfad, auf dem Brandenburg emporgestiegen ist, immer breiter geworden, und nicht er mündet in andre Wege, sondern alle Straßen laufen in seine Richtung, und leuchtend sichtbar sind in Preußen und Deutschland die Spuren, die der brandenburgische Geist ihrem Leben aufgedrückt hat. Holland ist, wenn auch nicht arm, so doch macht- und hilflos geworden und nimmt Beistand, wo immer es ihn finden mag, aber das Brandenburg, das einst in seinem Sande verdorren wollte, ist jetzt reich, mächtig und selbstherrlich.

Selbstherrlich nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Europa, und wenn es in der Welt noch nicht ganz so weit ist, so führt doch sein Weg es auch dahin. Europäische Großstaaten finden Anlehnung an ihm, und mächtige Weltreiche buhlen um seine Freundschaft. Ist das Überhebung, wenn wir es sagen, oder paßt der dithyrambische Ton bloß der Form nach nicht in die ernste historische Betrachtung? Hüten wir uns und seien wir bescheiden, aber andererseits auch nicht mehr, als dem wahrhaftigen und sein Gebiet überschauenden Manne zukommt. Was ohne Zögern gesagt werden darf ist das, daß die verbende und in sich aufnehmende Kraft des Deutschen Reichs, die es zu dem gemacht hat, was es ist, auf der Höhe, die es gegenwärtig einnimmt, keineswegs im Abnehmen begriffen ist. In seiner wirtschaftlichen, sparsamen und haushälterischen Art lag seine Stärke, in ihr liegt auch die Gewähr seiner Zukunft.

An sich ziehn und in sich verschmelzen, oder erobern, die Kraft des Verbens und Aneignens, oder die des Imperialismus, zwischen beiden liegt ein himmelweiter Unterschied. Der Imperialismus ist das Lösungswort des Tages, aber nicht unter seinem Stern steht das Vordringen deutscher Kraft. Wenn es der Fall wäre, so wäre es besser, wenn die Mittel ihres Andringens gleich beim ersten Ansetzen versagten. Denn noch zu keiner Zeit hat die Eroberung als solche auf die Dauer Segen gebracht, wohl aber Unglück und Verderben. Das Streben, das imperium Romanum auf dem Richterstuhl

der deutschen Könige wiederherzustellen, führte zuerst zur Schwäche und dann zum Verfall des alten Reichs.

Die spanischen Konquistadoren erwarben ihren Königen im neuentdeckten Amerika unermeßliche Länderstrecken, aber der Wert dieses Herrschaftsgebiets war von vornherein äußerst zweifelhafter Natur, weil es auf rasche Ausbeutung abgesehen war, und an wirtschaftliche Angliederung kaum gedacht wurde.

Von Rußland abgesehen hat in neuester Zeit England zuerst den imperialistischen Gedanken zur Ausführung gebracht. Aber insofern er seiner vollständigen Durchführung dahin noch ermangelt, daß die über die ganze Erde zerstreuten Kolonien und Besitzungen Englands zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete mit denselben Zollschranken vor ihren Thüren gemacht werden sollen, muß er den schwersten Bedenken begegnen. Zunächst dem, daß diese Geschlossenheit die möglichste Gleichartigkeit der Bevölkerung mit möglichst denselben Lebensbedingungen zur Voraussetzung hat. Mit Gewalt ließe sich allerdings eine Zeit lang das System sehr zum Schaden der außen stehenden kleinern Gemeinschaften aufrecht erhalten, aber es ist wahrscheinlich, daß auf die Dauer der Ausbruch der im Innern gärenden Elemente nicht zurückgehalten werden könnte. Irland ist vor Jahrhunderten von den Engländern mit Gewalt unterworfen worden, und noch steht dem Wesen nach diese Insel unter keinem andern Recht als dem der Eroberung. Alle Versuche, Land und Volk der Iren politisch und wirtschaftlich in derselben Weise zu gewinnen wie Schottland, sind als gescheitert zu betrachten. Es giebt in ganz Europa keine mit Gewalt niedergehaltne Provinz, die mehr zur Empörung geneigt wäre, als das von England beherrschte Irland.

Daß es freilich in dem für erobert gehaltenen Indien für England noch viel schlimmer aussieht als in Irland, ist jedem klar, der sich jemals Gedanken über politische und wirtschaftliche Fragen gemacht hat. Nicht sowohl wegen der Feindseligkeit der Eingebornen, als auch wegen des allmählichen Anrückens der Russen, die den Engländern politisch und militärisch überlegen sind und ihnen wegen des handlichen Gebrauchs der Knute wirtschaftlich nicht nachzustehn brauchen. An den genannten wunden Stellen hätte Großbritannien reichlich genug, aber da ist auch noch Agypten, auf das der Blick der Franzosen mit nicht weniger Teilnahme gerichtet ist, als ihre Freunde und Verbündeten auf das englische Indien schauen. Oder ist man der Meinung, daß die Fellahs, die so schon schwer genug unter dem Joch ihrer Gebieter arbeiten, erst dann völlig zufrieden in die Welt schauen würden, wenn mit ihrem endgiltigen Verschwinden hinter den englischen Zollschranken jede Hoffnung auf einen Besitzerwechsel erlösche?

Aus welchen Gründen die Engländer Eroberungskriege führen, und wie sie die Beglückung der unterworfenen Völker innerhalb der von ihrem Imperialismus gezogenen Grenzen denken, kann man aus dem Kriege sehen, den sie gegenwärtig noch mit den Buren führen. Lasse man alles andre beiseite und

frage sich bloß, wie die Stimmung dieses freiheitliebenden Afrikandervolkes nach seiner Befiegung sein mag, wenn es im Besitz einiger ihm gelassenen politischen Rechte nach der Pfeife der englischen Wirtschaftsdoktrin tanzen muß. Die, die im Lande bleiben, werden unter Zähneknirschen das Brot essen, das ihnen die Gnade ihrer Besieger gelassen hat, und die andern wenigen, die wie die wilden Tiere gehezt das Land verlassen, werden die Saat des Hasses, die sie in ihren Herzen empfangen haben, in die Welt weiter tragen und sie aufschließen lassen, wo sie immer Boden finden. Mögen die Engländer die süd-afrikanischen Freistaaten, unter welcher Form sie immer wollen, annectieren, eine Stärkung ihrer nationalen Kraft, die sie nötig haben, um damit dem Widerstreit der vielen heterogenen Elemente in ihren Weltgebieten zu begegnen, werden sie trotz der nahen Verwandtschaft in dem unterworfenen niederländischen Volke nicht gewinnen.

Die Briten haben alle Ursache, außen stehende Menschen nicht an die schlimme Erfahrung zu erinnern, die sie einmal mit der Anwendung von Gewalt an ihren nordamerikanischen Kolonien gemacht haben. Denn der Gedanke liegt zu nahe und wirkt in der Vorhaltung von fremder Seite nicht tröstlicher, daß wenn sie damals die Amerikaner die nötigen Steuern sich selbst hätten auferlegen lassen und in der Weisheit dieses Verfahrens nicht nachgelassen hätten, die Welt für das Mutterland jetzt ganz anders aussehen würde. Freilich die Nachkommen der Männer, die einstmal das Szepter ihren britischen Tyrannen entrißen haben, sind auch nicht klüger. Auch an dieser Stelle wird es schwer, nicht zu denken, was wohl die Weisheit Franklins zu der Eroberungspolitik seiner Mitbürger von heute sagen würde.

Was soll noch der Streit über die Vorzüge dieser oder jener Verfassungsform? Stat pro ratione voluntas: es ist ein Grundsatz, der nicht nur in monarchisch regierten Staaten, sondern auch in republikanischen zur Geltung kommt, nur daß hier noch eine schlimmere Begierde als die Herrschsucht zum Handeln treibt. Der dem Golde anhaftende Fluch hat die smarten Amerikaner auf die Insel Kuba gehezt. Wie sie das mit ihren Traditionen aus einer großen Zeit in Einklang bringen wollen, muß ihnen überlassen bleiben; aber wenn sie dem gegenüber behaupten, daß sie das Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen seien mit der Bestimmung, die Sünden der Spanier aus der Vergangenheit zu rächen, so mag jeder denkende Mensch, der so etwas liest, sich selber sein Urteil bilden.

In Holland hat es während des Burenkriegs, besonders als Sonne und Wind sich gegen ihre Stammesgenossen zu wenden begannen, viele Entrüstungsversammlungen gegeben, in denen mehr oder weniger laut vom Standpunkt des Rechts und der Moral aus gegen das Vorgehn der Engländer protestiert wurde. Auch sind von maßgebender Stelle bewegliche Vorstellungen an die englische Regierung gerichtet worden, um den Arm des Siegers noch im Niederfaufen zurückzuhalten. Man hätte sich dies sparen können und hätte lieber in der Geschichte nachschlagen sollen, wie es in solchen Fällen unter denselben

Umständen herzugehn pflegt. Vielleicht wäre dann einer von den moralisch erregten Herren auch an die Stelle gekommen, wo geschrieben steht, wie die Niederländer dem Handel des Großen Kurfürsten und seinen Niederlassungen an der Küste von Guinea den Garaus gemacht haben. Was will Saul unter den Propheten des holländischen Handels, und was trampen die Buren unter den englischen Zirkeln von Südafrika umher?

Die Geschichte mit ihren Lehren steht in Holland so wenig in Achtung wie überall sonst auf der Welt. Das Datum und die Jahreszahl sein säuberlich darunter verzeichnet machen selig; was sollen wir uns um andres scheren? Wenn es anders wäre, wenn die Führer, die auch die Leiter ihres Volks sein wollen, von einem andern Geist befeelt sein könnten, dann würde sich in Holland die Erkenntnis Bahn brechen, daß auch in seiner Regierung viel gefehlt worden ist, was, wenn man so sagen darf, das Mißlingen seiner Geschichte mitverschuldet hat, dann würden die Holländer wissen, daß auch in ihrer Verwaltung eine Art Imperialismus ihr Wesen gehabt hat, die deshalb so bezeichnet werden muß, weil sie mehr ein Raubbau war als ein fürsorgliches Arbeiten für die Zukunft. Wer Lust dazu hat, der kann in der Geschichte der holländischen Kolonien überraschende Dinge lesen. In Brasilien hatten die Niederländer in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den Portugiesen große Strecken Landes entrißen. Das weite und fruchtbare Gebiet, das den Eroberern fast mühelos in die Hände gefallen war, stand unter der weisen und staatsmännischen Verwaltung des Prinzen Johann Moriz von Oranien, eines Mannes, der die Staatskunst in der besten Schule gelernt hatte. Aber gerade dies war für die Hochmögenden genug, ihn mit dem Mißtrauen zu umstellen, womit sie durch alle Zeit sein Geschlecht beehrt haben. Den reichen Kaufleuten floß der Gewinn nicht schnell genug in die Geldsäcke, und deshalb ließen sie seine weit ausschauende Regentschaft ohne die Unterstützung, die an der Küste Brasiliens ein neues Holland gegründet hätte.

Auch an Siedlern fehlte es, aber wenn auch das kleine Holland selbst die nötige Menschenzahl allein nicht herzugeben vermochte, so konnte doch das nahe Niedersachsen und Westfalen aushelfen. Mit dem Grund und Boden hätte man allerdings nicht knausern dürfen, aber eben hierin lag es. Der Geiz, von allen Arten von Imperialismus der härteste, hielt seine „magern Schwingen über den vollen Geldbeutel ausgedehnt“ und ließ die goldnen Stofsvögel nur dahin ausfliegen, woher sie raschen Gewinn mit heimbrachten. Allein aus diesem Grunde konnte die niederländische Herrlichkeit in Brasilien nicht lange dauern: schon kurz nach der Mitte des Jahrhunderts hatten die Portugiesen das verlorne Gebiet zurückerobert.

In allen andern niederländischen Kolonien muß der negative Verlauf ihrer Geschichte auf dieselben Gründe zurückgeführt werden. Wenn die Generalstaaten es verstanden hätten, ihre Ansiedlungen im Sinne einer nicht für den Augenblick wirkenden Staatskunst auf einer breitem volkswirtschaftlichen Grundlage aufzubauen, als durch die einseitige Rücksicht auf den Handel geboten wird,

so hätte sich, mag es nun sein, wo es will, ein andres Ergebnis für ihre Kolonisationen herausstellen können. Freilich kommt dazu noch ein andres Erfordernis. Die Niederländer mußten es am besten wissen, wodurch sie in schwerer Zeit Land und Leben, Freiheit und Staat wieder erworben und behauptet hatten, aber was die freien Männer der That hochgemut errungen hatten, das ließen die Sklaven des Goldes schwachmütig wieder aus der Hand. Es ist eine Thatsache, daß die Kriegsflotte der Holländer der Hort des Glücks und der Wohlfahrt im Lande gewesen war. Wenn es nun auch zweifelhaft erscheint, ob sich die Generalstaaten allein mit der Pflege dieses Machtmittels auf der Höhe hätten halten können, die sie um das Jahr 1675 noch behaupteten, so ist doch das außer aller Frage, daß die Erhaltung ihrer Marine in dem Bestande, der zur Wahrung ihrer Interessen im richtigen Verhältnis stand, sie in ganz andrer Verfassung über den Sturm der Zeiten hinweggetragen hätte.

Auch eine Flotte zweiten Ranges, aber von der Thatkraft und der Disziplin früherer Zeiten belebt, reichte zur Durchführung einer Rolle aus, die unter kluger Benutzung der Umstände nicht bloß die politische Selbständigkeit des Landes, sondern auch den Besitz der Kolonien gesichert hätte. Man braucht hier bloß an die wichtigste aller holländischen Ansiedlungen, an die Kapkolonie, zu denken. Die Hälfte der Seestreitkräfte, die in der Schlacht an der Doggerbank aufs Spiel gesetzt wurden, reichte aus, ein Land zu retten, das, wenn es zugleich unter die alles umfassende nationalökonomische Verwaltung gestellt wurde, zur Vergeltung einmal das Mutterland halten konnte. Was für ein Menschenmaterial mit der gezwungenen Abtretung des Kaplandes von Holland preisgegeben worden ist, das zeigt die Geschichte von Südafrika vom Jahre 1836 an in steigender Potenz. Ahtzehen Monate lang hat England unter Aufbietung aller seiner Kräfte mit der Bevölkerung der beiden Burenstaaten gerungen. Höchstens dreißigtausend moderner Disziplin ermangelnde Männer haben die lange Zeit der erdrückenden Übermacht Großbritanniens stand gehalten, allerdings sind es freie Männer. Wenn diese Freiheit unter dem Schutze und der sorgfältigen wirtschaftlichen Pflege des Landes gestanden hätte, von dem sie einstmals ausging, hätte auch England sie nicht anzutasten gewagt.

Alles dies sind unreal hypothetische Sätze und haben für die Niederländer so viel Wert, wie das Geld für einen, der es verloren hat, aber hier waren sie am Platze, um den Unterschied in der Bethätigung des volkswirtschaftlichen Geistes darzuthun, der hier Brandenburg und dort die Niederlande regiert hat. Klagen um den Verlust von Dingen, die nicht wieder einzubringen sind? Nein, das sollen die Holländer nicht, aber eben so sehr müssen sie sich vor etwas anderm hüten, was nicht minder unnützig und nicht minder gefährlich ist. Aus dem berechtigten Stolz auf gewesene Dinge unberechtigte Folgerungen ziehn und ein Recht daraus machen wollen, das nur auf vorhandne Wirklichkeiten gegründet werden kann, ist eine Thorheit, die sich sofort rächt. Das Recht und den Wert des Daseins finden Menschen und Staaten nur in dem Gewicht, das sie in die ewig auf und ab gehende Schale des Weltgerichts werfen, oder in

dem etwas, das sie als lebendig wirkende Kraft in die Reibung der sich bekämpfenden Gegensätze einstellen können.

Solange in Deutschland die seit dem Jahre 1871 eingeführte einheitliche politische Ordnung noch nicht die Gewöhnung in den Gemüthern gefunden hatte, die notwendig ist, den Glauben an die Dauer des geschaffnen Zustands festzulegen, solange konnte man in den Niederlanden immer noch hoffen, daß entweder über kurz oder lang ein Umschlag der Dinge zu ihren Gunsten eintreten könnte, oder daß wenigstens ihre Weiterentwicklung derart sein würde, daß sie der holländischen Zukunft nicht das Licht zu nehmen brauchte. Aber seitdem das neugegründete Reich immer fester geworden ist und immer tiefere Wurzeln geschlagen hat, seitdem besonders das wirtschaftliche Leben in den einen großen nationalen Strom zusammengefloßen ist, der auf breitem und starkem Rücken die Erzeugnisse deutschen Geistes und deutschen Fleißes ohne Unterschied des Woher in die Welt hinausträgt und ungeahnten Gewinn zurückbringt, da muß es dem holländischen Volke auch in seinen geistig tiefer liegenden Schichten klar werden, daß neben einer solchen Kraftentfaltung sein Atem kürzer und kürzer werden muß.

Die zwingende Kraft der deutschen Volkswirtschaft rückt den Holländern zusehends näher auf den Leib. Die Art und Weise, wie die preussische Regierung die schon besprochne Rheinschiffahrtskonvention vom März des Jahres 1831 zu stande brachte, ist typisch für das in solchen Fällen von jeher beobachtete Verfahren. Kann vernünftigen und gerechtfertigten Vorstellungen kein Gehör verschafft werden, so mag die Wiedervergeltung aushelfen. Schon Friedrich der Große hatte im Streit mit den seebeherrschenden Engländern seinen Nachfolgern in der Regierung, die sonst von ihm lernen wollten, gezeigt, wie man auch an schwierigen Stellen, wo der Rechtsgang versagte, zu dem seinigen kommen konnte. Nach den Bestimmungen der Wiener Kongressakte mußte auch Preußen, wenn die Schifffahrt auf dem Rheine frei sein sollte, seinen sogenannten Stapel in Köln aufheben. Aber da Holland widerrechtlich vorging, und da alle Verhandlungen, mochten sie direkt oder am Bundestage geführt werden, zu nichts führten, so fuhr auch die preussische Regierung fort, ihren Zoll in Köln weiter zu erheben und zwang durch diese konsequent durchgeführte Repressalie die Holländer zum endlichen Beilegen.

Interessant am Verlauf dieser Ereignisse ist noch der Umstand, daß das Vorgehn Preußens bei den Rheinuferstaaten und beim Bunde die schärfste Verurteilung fand. Anstatt die erhoffte Erleichterung für den Verkehr zu finden, sah man sich zwischen zwei Feuer genommen und überschüttete in der Blindheit des Anmuts die verbündete Regierung mit noch heftigern Vorwürfen als die fremde — bis man endlich die Absicht Preußens erkannte; da hielten einige mit dem offen ausgesprochenen Danke nicht zurück, andre aber meinten kleinlaut, daß man das doch nicht habe wissen können. Woher sollte man es auch wissen? Aus falschen Voraussetzungen kann man keine richtigen Schlüsse ziehen.

Falsche Voraussetzungen gehn aus der Subjektivität der Betrachtung hervor, die in diesem Falle auf dem Mißtrauen gegen die eigne Kraft und auf der Meinung beruht, daß der Wille des andern von denselben Beweggründen vorwärts gestoßen werde wie der eigne. Man hat in früherer Zeit, und thut es vielfach auch jetzt noch, Preußen als den Staat der widerrechtlichen und der unvermuteten Übergriffe angesehen, aber man kann kaum etwas verkehrteres thun. Was den Staat Preußen ganz für sich allein angeht, so ist er der der peinlichsten Ordnung und des sorgsamsten Staatshaushalts, betrachtet man ihn aber in seinem Verhältnis zu andern, so springt das Gewicht in die Augen, das auf das Recht und die Verträge gelegt wird. Wenn man hierbei den Grundsatz festhält, daß der Staat wie jedes Lebewesen die Notwendigkeit des Wachstums in sich trägt, so muß man zugeben, daß nirgends dieses Wachstum organischer vor sich geht als in Preußen. Es giebt innerhalb und außerhalb Deutschlands keinen Staat, dessen zunehmende Kraft in höherm Maße auf der Umsicht und der Vorsicht beruhte, sich das gleichartige — und darauf kommt es hier an — durch Kauf-, Heirats- und Erbschaftsverträge anzugliedern.

Allerdings neben der Abschließung von Verträgen steht gleich, wichtig und stark, die bewaffnete Macht, neben der Achtung vor dem Recht die Entschlossenheit, es mit aller Kraft gegen jedermann zu behaupten. Es ist die Seite preußischen Wesens, die im Konflikt mit Holland wegen der Rheinzölle hervorgetreten ist, aber durch sie wird keineswegs allein sein Charakter bestimmt. Noch kommt dazu die starke und selbstbewußte Offensive, der Gegensatz oder der Widerspruch der Meinung, als ob die jedesmal bestehende Ordnung als Abschluß einer Entwicklung betrachtet werden müsse. Im Gegensatz zu Preußen haben Beobachter von außen die Deutschen gern als das Volk des in sich beruhenden Quietismus betrachtet, der vom Schicksal vorzugsweise dazu bestimmt ist, am Ufer des Stromes zu sitzen und sich aus dem Spiel seiner Wellen das nötige Gedankenmaterial heraufzuholen. Mögen sie damit Recht gehabt haben oder nicht, jedenfalls ist es mit einer Zeit, die zu solchen Gedanken und Betrachtungen Veranlassung gab, vorbei. Deutschland hat von Preußen gelernt, oder es lernt vielmehr alle Tage mehr, mit starker Faust in das ringsum flutende Leben hineingreifen und sich, wo es darf und kann, sein Recht festlegen.

Wie es ehemals thöricht war, Preußen bei allen möglichen Gelegenheiten offen oder heimlich als den Störenfried hinzustellen, so würde es jetzt nicht minder verkehrt sein, zu glauben, daß Deutschland dem Bedürfnis seines innern und seines äußern Wachstums nicht mit aller Entschiedenheit Rechnung tragen und sein Recht nicht, zumal auf eigenem Boden, bis an die äußerste Möglichkeit vordrängen werde. Es ist das der Punkt, den Volk und Regierung der Niederlande nicht ernst genug erwägen können, wenn es sich um das Gefühl der Kränkung und des Leides in deutscher Brust handelt, daß der deutsche Strom nicht auch die deutsche Mündung hat. Es braucht nicht wiederholt zu

werden, daß an Gewalt auf fremdem Boden nicht gedacht wird, aber ebenso gewiß können die Holländer sein, daß von deutscher Seite alles gethan werden wird, um in aller Form Rechtens einem Übelstande abzuhelpfen, der in so hohem Maße eine wirtschaftliche Schädigung Deutschlands ist.

(Schluß folgt)



## Die Neukolonisation Südamerikas

Von Ernst Kapff in Witzehausen

(Schluß)



nsre Antwort lautet: die Länder östlich vom Paraná — ohne mit dieser geographischen Grenze mehr als eine Richtlinie geben zu wollen — und Kolumbien. Betrachten wir zunächst das erste Gebiet. Bekanntlich liegen die größten verhältnismäßig geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete in Südamerika in Rio Grande do Sul und Santa Catharina, denen man einige Territorien des Staates Paraná noch zurechnen darf. Was in diesen drei Staaten an Kulturarbeit geleistet worden ist, das ist hauptsächlich deutscher Hände Werk. Soll aber zugleich dem Mutterlande und den dorthin gezogenen Söhnen und Töchtern wie deren neuem Adoptivvaterland überhaupt ein den natürlichen Reichthümern des Landes entsprechender Gewinn aus dem ganzen Kolonisationswerk erwachsen, so muß die Hebung dieser Länder und die Sanierung aller dortigen Verhältnisse in ganz anderm Maßstab als bisher betrieben werden.

Zu diesem Zweck fordert ein mit den brasilianischen Verhältnissen vertrauter Diplomat, der frühere kaiserliche Gesandte in Rio Janeiro, Dr. Krauel, in seiner Schrift „Deutsche Interessen in Brasilien“ (Hamburg, 1900) die Förderung der Unternehmungen der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft in Santa Catharina und der Rio Grande-Nordwestbahn- und Siedlungsgesellschaft in Rio Grande do Sul. Zur Anbahnung eines bessern Verhältnisses mit Brasilien überhaupt bezeichnet er den Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrags als wünschenswert, hält aber das Zustandekommen eines solchen in der nächsten Zeit für unwahrscheinlich. Ebenso ungünstig sind nach seiner Meinung die Aussichten für den Abschluß einer Konsularkonvention. Indem wir auf das so verdienstliche Hansaunternehmen als eine Sache von mehr lokaler Bedeutung hier nicht näher eingehn, halten wir dafür, daß das Hauptgewicht auf Rio Grande gelegt werden muß, da hier größere Verhältnisse vorliegen als in Santa Catharina, ferner die geographischen Beziehungen zu den Nachbarländern günstiger sind und demgemäß in Zukunft hier am meisten erreicht werden kann.